

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 33

Artikel: Ein erster August
Autor: Gos, Charles
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richmuts Augen folgten ihr, bis sie verschwunden war.

„Wozu kamst Du, mein Gemahl?“ fragte Trewula. Nichts an ihr verriet Erregung. Sie sah nur mit ihren klaren Augen fest in Richmuts Gesicht.

Er kam mit seinen Gedanken weit her. Noch aber erhaschte er den Sinn ihrer Frage, und sagte: „Das hast Du mich nie gefragt.“

„Weil früher Dein Besuch keine Seltenheit war,“ antwortete Trewula.

Richmut stand auf. Er war ungeduldig. „Die Mutter nörgelt — und nun — auch Du —“

Immer noch ruhten ihre Augen auf ihm. Dann sagte sie mit einer Stimme, die voll sanften Wohllauts war: „Denkst Du noch an die Burg im Walde, mein König, wo Du mich zu Dir erhobst?“

„Gewiß,“ antwortete er ungeduldig, „wie sollte ich das vergessen?“ So verwöhnt war aber sein Ohr von Schmeichelei, so sehr hatten Ruhm und Erfolg ihn herzens-eitel gemacht, daß bittere Worte sich ihm auf die Zunge drängten. Du bist nicht mehr die, die Du damals warst, Trewula, wollte er sagen. Du bist verblüht, wie die Rose, die in der heißen Sonne allzurasch sich öffnet und vergeht. Dann schoß ein Groll auf. Er erinnerte sich, daß er ein Zischeln gehört: Sie war eine Magd, die Königin. Eine gewöhnliche Magd! Das erschien ihm jetzt wie eine Schuld an ihr. Es redete in ihm! Du hast nicht wissen können, daß dein Weg zum Thron führen würde, sonst würdest du diese nicht an Dich gekettet haben. Und er grollte ihr in diesem Augenblick, daß sie an seiner Seite war.

Sie war ihm ein Hemmschuh, eine Last, jetzt da er gewöhnt war, schrankenlos zu wollen und zu wünschen.

„Auch ich vergesse nie,“ sprach Trewula in seine Gedanken hinein, „woher ich gekommen bin. Es steht mir nicht an, Dein Tun und Lassen zu tadeln. Nur eines laß mich Dir beichten, mein König:

„Vor meinen Augen war Dein Bild untadelhaft, klar und herrlich und groß. Nun aber geschieht es, daß dieses Bild sich verdüstert. Meine Schuld wohl ist es. Vielleicht verdunkeln Tränen meinen Blick. Vielleicht sind meine Augen schwach geworden, wie mein Haar früh sich mit Weiß durchspinn. Sollten sie aber dennoch Recht haben, mein König, dann meine ich, solltest Du es bedenken. Du stehst hoch über allen. Aber wie ein Stein im Meer kannst Du nicht hindern, daß es zu Deinen Füßen wogt und schäumt. Mir ist, ich höre ein Murren. Achte darauf. Aus dem Murren werden Stürme. Und vergiß nicht, mein König, daß das grollende Meer die Felsen überflutet, zu deren Füßen es sonst ruhig schläft.“

Richmut maß das Gemach mit zornigen Schritten. Er hatte sie ein paarmal unterbrechen wollen, aber irgend etwas

zwang ihn immer wieder, sie zu Ende zu hören. Nun wollte er reden; aber der Grimm ersticke seine Worte. Grimm darüber, daß seine Seele ihr Recht gab.

„Nörgeleien,“ rief er. „Wie die Mutter, so bist Du! Ihr seid klein geblieben mit Euern Gedanken. Ihr meßt mich nicht mit dem Maße, das mir zukommt.“

Sie legte ihre weiße Hand auf das Gesims des Fensters, an dem sie saß. „Mein Herr und König, ich messe Dich mit dem Maße, das ich an meinen Herrgott lege,“ sagte sie.

Ihre Stimme war wie der tiefe Ton einer schwingenden Saite.

Richmut hörte ihren Wohl laut nicht. Er warf die Schulter hoch, als wollte er sagen, daß er satt sei, mit Weibern zu rechten. Dann ging er mit dröhnenden Schritten aus der Tür.

VI.

König Richmut legte seinem Volke harte Steuern auf; denn er brauchte Geld für alle die Bauten, die er ihm schuf. Er brauchte auch Geld für die Pracht seines Hofhaltes. Zuweilen begann das Volk unzufrieden zu sein.

Der König warf sich in das Gewand eines Händlers und wanderte unerkannt durch die Straßen seiner Hauptstadt. Hunderten von Armen, die er auf diesen Reisen kennen lernte, tat er Gutes. Da waren im Volke wieder mehr Derer, die rühmten, denn die murrten.

Dann kam eine große Tat des Königs. Er hatte einen mächtigen Nachbarn, mit dem er schon einmal sich in schwerem Kriege gemessen. Der sagte ihm abermals Fehde an. Unter Richmuts Volke jedoch ging die Antwort um, die der König jenem gefandt hatte. Vielleicht schmühten sie sie aus. Aber es wogte durch alle Städte und Dörfer wie eine Flut.

„Ich weiß,“ hatte Richmut dem andern entboten, „daß die Welt für uns beide nicht Raum hat. Doch was sollen die Völker bluten um des Ehrgeizes der Fürsten willen. Ich fordere Dich zum Zweikampf. Und der Tod mag Frieden zwischen uns machen.“

Der andere war ein gewaltiger und starker Mann, vor dessen Schwert die Tapfersten erlagen. Er lachte und nahm die Aufforderung an. König Richmut erschlug ihn nach eines langen Streites schwerer Not.

Als der König von diesem Kampfe müde und wund nach Hause kam, jubelte das Volk und bereitete ihm Feste. Die Edlen des Hofes beugten sich tiefer vor ihm. Der Schmeichler wurden mehr. Die schönen Frauen lächelten ihm. Gertrudis, das Edelfräulein, wohnte in seinen Gemächern . . .

(Fortsetzung folgt.)

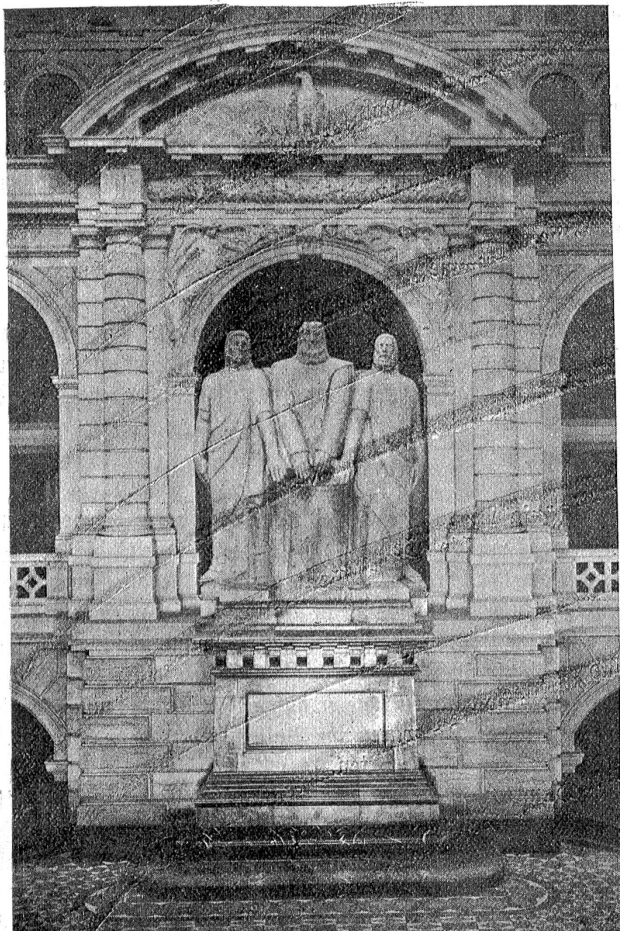
Ein erster August.

Von Charles Gos.

Das Gefechtschießen war zu Ende. Die Rohre waren noch heiß. Wenn man mit der Hand über den glühenden Stahl fuhr, glaubte man, in den Kanonen ein elementares tierisches Dasein zu spüren.

Rings um uns nichts als ungeheure schweigende Gletscher und Felsen, die eben doch unter dem Krache unserer Schüsse gezittert hatten. Nun aber breitete sich eine tiefe Stille aus, die weit eindrucksvoller wirkte als unsere Artilleriefalben.

Der Himmel klärte sich langsam. Breite Schatten glitten über die Schneefelder, und da oben, ein Spiel der Winde,



Die Rütli-Gruppe im schweizerischen Parlamentsgebäude von Bildhauer James Vibert in Genf. (Text Seite 394.)

irrten weiße Wolken ziellos umher. Das Wetter war unsicher. Mit dem nahen Abend senkte sich die Dämmerung hernieder. Zwanzig Schritte hinter den Geschützen ruhten die Kanoniere. Während der Kritik der Offiziere war die Erlaubnis zum Essen und Trinken gegeben worden.

Wir waren völlig erschöpft. Die warme Sonne, die auf den Bergen brütete, trocknete unsere nassen Kleider und durchschauerte angenehm unseren Leib. Der rieselnde Regen, der seit der Morgendämmerung auf uns niedergefallen war, hatte soeben aufgehört. Das Schießen war bei eisigkaltem Nebel abgehalten worden. Von Zeit zu Zeit gestattete ein Riß, die Ziele, ein Stück Gletscher, eine Moräne zu sehen; dann krachte das Schnellfeuer auf Tod und Leben.

Das wärmte uns ein bißchen; gleich darauf hieß es wieder, beim Geschütz warten und knien bei Regen, Wind, Nebel und Kälte, dazu das Verbot, die Hände in die Taschen zu stecken. Brrr!

Wenn ich nur dran denke, sehe ich mich schauernd vor Kälte in meinen dünnen Arbeitskleidern mit erstarrten Händen am Schrapnel herumfingern, das ich einstellen sollte. (Es ist sehr wohl möglich, daß ein oder zwei Schüsse viel zu hoch oder viel zu tief tempiert waren. Wenn das Schießprotokoll in den Artilleriebureaux zu Bern noch existiert — woran ich zweifle — ließe sich die Sache leicht feststellen. Jedenfalls bin ich der Fehlbare, denn Médiquaz, Bruchay und Carau, die bei den andern Geschützen tempierten, waren weit besser „auf der Höhe“ als ich.)

Ach, wie ist der Kanonierdienst mühsam bei der Gebirgsartillerie! Doch gibt es auch schöne Momente. Und dann —

die Erinnerung ist wie der Weizen, den man siebt. Das Schöne bleibt und das Ueble fliegt mit dem Staube davon.

* * *

Gleichwohl — für einen ersten August war es ein harter Tag gewesen. Alarm bei Nacht. Entsetzlich steinige Wege. Ein aufgeweichtes Gelände, in welchem die Maultiere umfielen wie die Fliegen. Der Gaul des Pferdearztes stürzte über eine Felswand zu Tode, und schließlich mußten die Geschütze auseinandergenommen und auf dem Rücken der Leute getragen werden, um in Stellung zu kommen. Ja dieser erste August! Eigentümliche Gerüchte liefen um. Patriotische Ansprache des Hauptmanns, sagten die einen. Den Nachmittags frei, die andern. Großes Feuer im Geschützpark mit Gesang und Freiabend bis zehn Uhr, hoffte die Mehrzahl. Welche Enttäuschung!

So war dieser erste August ein Tag wie ein anderer auch — noch dazu ein viel beschwerlicherer als die anderen Tage. Ehrlich — es war eine bittere Enttäuschung! Nicht einmal das althergebrachte Feuer!

Wir saßen im nassen Gras und machten aus unserer üblen Laune kein Hehl.

„Das kann einem den Dienst verleidern!“ wütete ein Kanonier.

„Aha, da kommen sie!“ sagte ein anderer. „Die Kritik ist zu Ende.“

Wirklich nahmen die Offiziere vor dem Major Stellung an und grüßten. Der Hauptmann näherte sich dem Adjutant-Unteroffizier, sagte ihm ein paar Worte und eilte seinen Kammeraden nach, die schon in hellen Säßen den Abhang hinuntertrabten. Als die Offiziere fort waren, befanden wir uns — die Kanoniere — mit dem Adjutant-Unteroffizier allein. Diese Sorte höherer Unteroffiziere verschwindet langsam aus der Armee. Die Artillerie, die eine gewisse Anzahl von ihnen als Instruktoren besaß, hat nun diesen Grad abgeschafft.

Unser Adjutant war aber der Typus des Kriegers, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Ein schöner kräftiger Mann mit eroberungslustigem Schnurrbart, die Mütze stets schief auf dem Ohr; kurz angebunden, war er mit seinem scharfen Mundwerk für uns so etwas wie der schwarze Mann, vor dem wir eine so heilige Scheu hatten, wie die Spähen vor der Vogelscheuche. Wenn wir doch nur früher schon die Güte gekannt hätten, die in seinem Herzen schlummerte.

Im Sprung standen die Korporale vor ihm und kehrten eine Sekunde darauf zurück.

„Auf! auf!“ schrien sie.

Wir hatten im Augenblick unsere Gegenstände zusammengepackt, den Brotsack geschlossen und waren angetreten.

Der Adjutant kommandierte:

„Batterie, Achtung — steht!“ Mit raschem Blick prüfte er die Front. „Batterie — ruhn!“

Dann hielt er uns mit einer von innerer Bewegung zitternder Stimme eine Ansprache, von der jedes Wort in meinem Herzen zurückblieb:

„Kinder!“ fing er an, „Ihr habt eben eine große Enttäuschung durchgemacht. Heute, am ersten August, feiert das Vaterland. Ihr habt auf eine Menge hübscher Dinge gehofft, und nichts erfüllte sich. Nicht nur war dieser Tag kein Ruhetag für Euch, sondern man hat von Euch eine hervorragende Leistung verlangt und — das will ich gleich beifügen — der Tag ist noch nicht zu Ende. Wir sind da hinaufgestiegen — das ist schön und gut — aber wir müssen wieder da hinunter. Der Abstieg von Hand und bei Nacht, der jetzt noch folgt, wird Euch jedoch in Eurer Schule hoch angerechnet werden. Das ist ein erster August, den Ihr nicht vergessen werdet, denke ich. Enttäuschungen trifft man bei jedem Schritt im Leben. Doch muß man sie zu überwinden wissen, so wie Ihr heute morgen die anstrengenden Marschhindernisse tapfer überwunden habt. Dann geht man aufrecht seinen Weg. In dieser Stunde, in der ich zu Euch rede, Kinder, feiern alle unsere Eidgenossen fröhlich das vaterländische Fest, man rich-

tet die Freudenfeuer auf, man belustigt sich, man trinkt und tanzt, man singt und schreit: Es lebe die Schweiz! Vielleicht sogar — und ich glaube es — haben Eure Truppenkameraden unten in der Ebene frei.

Und wir? werdet Ihr sagen, und wir, die wir hier tausend Meter hoch, umgeben von Schnee und Geröll, verloren scheinen? Niemand weiß, wo wir sind! Niemand ahnt, daß an diesem für jeden echten Schweizer heiligen Tag eine Hand voll Artilleristen zu einer Stunde, wo der Abend in die Täler sinkt, noch in ihrer Stellung, in Batterie steht! Dahin wollte ich Euch führen. Wir, Kinder, wir? So seht doch Eure von der Arbeit schmutzigen, vom Pulver geschwärzten Hände an! Befühlt Eure von den Anstrengungen zerschlagenen Schultern, betrachtet Eure braunroten Gesichter und spürt, wie Euch die Haut brennt, und dann sagt mir, ob Eure nassen und beschmutzten Uniformen nicht von einem vollbrachten Werke reden! Wir, Kinder, wir und unsere Kanonen haben stolz an diesem nationalen Festtag für unser Land gearbeitet. Das ist unsere Art, dem Vaterland zu zeigen, daß wir da sind — das ist unsere ganz eigene Art, den ersten August zu feiern, und es ist die schönste von allen.

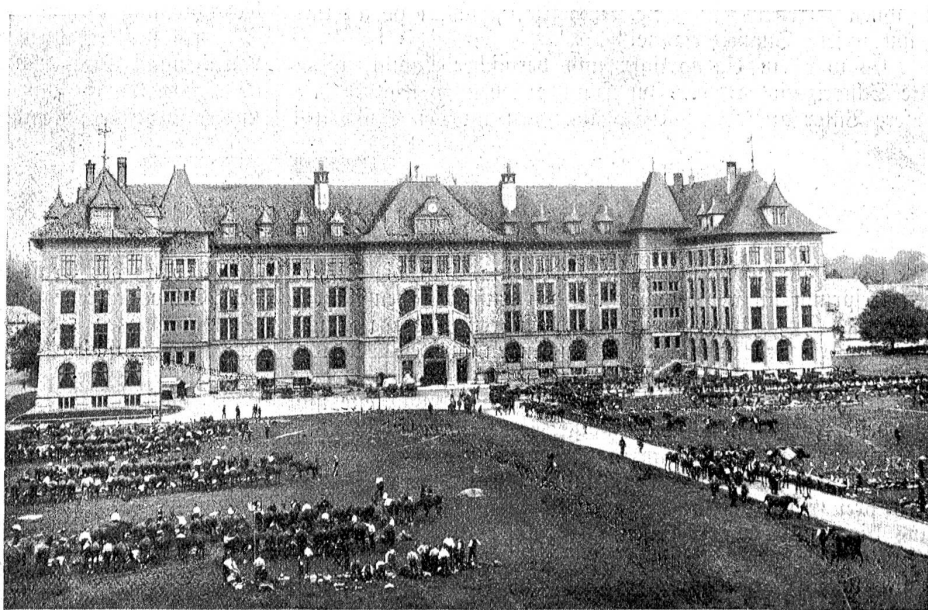
Wer weiß davon? Niemand. Das tut nichts. Ist es nötig, daß man es von den Dächern schreit, wenn wir das Rechte tun? Nein, wahrhaftig nicht! Arbeitet in der Stille, tut Eure Pflicht aufrecht und ehrlich, so, daß Euch nie ein Vorwurf trifft. Der Militärdienst ist eine wichtigere und höhere Sache als Ihr denkt. Ueber der mechanischen, der automatischen Arbeit, die Eure Führer von Euch verlangen, steht ein Gedanke. Zu diesem Gedanken hebt Euch empor, denn ihm allein dient Ihr! Dieser Gedanke ist das Vaterland.

Wenn Ihr nach Hause kommt, wird man Euch befragen, wie Ihr den 1. August in der Armee gefeiert habt. Antwortet stolz, daß dieser Tag der schwerste Tag Eurer Rekrutenschule war! Heute aber seid Ihr der Seele des Vaterlandes näher gerückt als alle, die bankettieren und Trinkprüche auf die Schweiz ausbringen. Seid stolz, Gebirgsartilleristen zu sein, und vergesst niemals, niemals diesen ersten August! Ihr werdet Euer Leben lang keinen schöneren mehr haben."

Der Adjutant brach ab, wie überrascht von seiner Redseligkeit — als ob ihm die Gedanken ausgingen. Wir hatten seine unerwartete Rede zuerst mit ironischem Interesse, dann mit großer Verwunderung, und endlich mit innerer Bewegung angehört. Im Grunde seines Selbst hatte er die einfachen Worte gefunden, deren unser junges Soldatenherz bedurfte. Das trübsinnige Gedenken an den beschwerlichen Tag verschwand und ein neues Glück schwellte unsere von Begeisterung gehobene Brust. Wir hätten dem alten Soldaten unsere Freude entgegenzuschreiben, ihm unsere Hände entgegenstrecken mögen, die er eben gerühmt hatte. Als wir ihn so sahen, da dachten wir nicht mehr an den brutalen Unteroffizier der Werktag — er war wie ein anderer Mensch. Der wirkliche, der wahre Mensch — der innere Mensch — den wir stets in tiefstem Herzen verborgen tragen — der hatte sich in dieser kurzen und seltenen Spanne Zeit enthüllt.

"Noch ein Wort, meine Kinder!" fuhr der Adjutant fort und meißelte die Erschütterung in seiner Stimme, "noch ein Wort! Es ist ein Bekenntnis! Ich habe eine wilde Jugend

durchgemacht. Ich habe viel gelitten — ich war Legionär! Ja — während zehn Jahren, in denen ich als einfacher Sol-



Kavallerie vor der Kaserne in Bern.

dat in der Legion diente, marschierte ich in ihren Reihen, doch nie vergaß ich, daß ich Schweizer war, weder in Afrika, noch in Tonking, weder in der Wüste noch im Dschungel und dieses — dieses Bekenntnis . . ."

Seine Stimme erstickte. Doch er faßte sich und fand seine knappe militärische Befehlsweise wieder. Mit Stentorstimme kommandierte er:

"Batterie — Achtung — steht! . . . Säbel raus!"

Sechzig Klingeln flimmerten in der Luft, grüßten und setzten sich funkelnd und unbeweglich neben den Schultern fest — Achtung!

Indessen hatte der Adjutant aus der Tasche seines Rockes einen roten Fegen gezogen, der einem Halstuche glich. Er entrollte den Fegen und breitete ihn aus; das weiße Kreuz erschien! Wir begriffen, und überwältigt von der Begeisterung unseres Führers, übernommen von der plötzlichen Erscheinung der Schweizerfahne, begann unser Herz heftig zu klopfen und unsere Finger umklammerten fester den schweren kupfernen Griff des Säbels. (Die Artillerie, wie alle Spezialwaffen, besitzt keine Fahne, was die Stimmung, in der wir uns befanden, erklärlich macht.)

Nachdem er die Fahne an der Spitze seines Säbels befestigt hatte, hielt er ihn hoch in Grußstellung empor und schloß mit fibrierender Stimme sein Bekenntnis:

"Kameraden — grüßt unsere Schweizerfahne! Diese hier ist klein und zerrissen, aber sie ist darum nicht weniger das Symbol des Vaterlandes. Dies ist mein Bekenntnis: zehn Jahre trug ich in der Fremdenlegion diese Fahne mit mir, auf meiner linken Brust! Mit mir zusammen kämpfte sie und nie wich sie zurück. Sie flatterte auf den chinesischen Gewässern; die Sonne Afrikas sah sie in der Wüste sich entfalten. Und nun — Kameraden! Sie ist es, die mich in die Heimat zurückführte, sie ist es, die mich dem Vaterlande zurückgab. Und wenn ihr später eines Tages die Rot des Verstoßenen oder des Vaterlandslosen kennen lernt — vergesst nie die Fahne mit dem weißen Kreuz im roten Feld!"

Heute, am ersten August, wollte ich unsern vaterländischen Festtag mit Euch feiern. Ihr seid Rekruten und Ihr waret unzufrieden, Euch so allein auf den Bergen, ohne Be-

lustigung, ohne Zerstreuung zu finden, während die anderen sich freuen. Ich hatte Mitleid mit Euch, und ich fühlte meine Fahne auf dem Herzen brennen. Ich sagte mir: Du mußt sie ihnen zeigen! Da ist sie, Kameraden, schaut sie an und grüßt unsere Schweizerfahne!"

Es war ein eigenartiger und heroischer Anblick, dieser alte Schweizerfahnen, der, die Hand erhoben so feierlich wie unsere Väter auf dem Rütli, ganz oben an der Spitze des

Säbels eine kleine Schweizerfahne schwenkte; dazu als Hintergrund vier Gebirgsgechüze in Batterie und die Alpen; vor ihm in Linie und in Achtungstellung mit gezogenem Säbel die Abteilung Kanoniere.

Rot flatterte über den weißen Gletschern die Fahne im Abendwind. Einige Male hielt sie freischwebend still, und das weiße Kreuz, weiß wie Schnee, stand unbeweglich über uns in herrlicher Reinheit.

Aus: „Unter der Fahne“.

Der Schwur.

Es ist für uns nicht ohne Bedeutung, daß die Dichter den Ursprung unserer Freiheit auf den ernstfeierlichen Augenblick eines Dreimännerchwures zurückführen. Gerade in unserer ersten Zeit erkennen und empfinden wir den Wert und die Bedeutung des Symbols, das den uns teuersten Begriff der Freiheit und des Vaterlandes in die prägnanteste und knappste Formel faßt. Was sind gegen diese drei Eidgenossen, die sich der Freiheit mit ihrem ganzen Sein zu eigen geben: mit Gut und Blut, mit Leib und Leben! Was sind gegen diese drei Eidgenossen die gelehrten Geschichtsforschungen, die uns klipp und klar beweisen, daß unsere Freiheit mit der „Stiebenden Brücke“ und mit der Eröffnung des Gotthardpasses ihren Ursprung nahm! Wie unendlich mehr sagt unser Gefühl der erhabene und feierliche Gestus der schwörenden Eidgenossen, die todesmutige Entschlossenheit in ihren Zügen, das Feuer der Begeisterung in ihren Augen. Wehe uns, wenn wir die zündende und begeisternde Kraft dieses Symbols nicht mehr fühlten und verstünden! Gottlob ist sie heute noch tief in den Herzen des Schweizervolkes verankert.

Seit kurzem ist im Treppenaufgang unseres Parlamentsgebäudes die Rütli-Gruppe von James Wibert aufgestellt. Leider wird, wie unsere Abbildung zeigt, ihre künstlerische Wirkung durch die Umgebung beeinträchtigt. Die Gruppe selbst aber ist von einem tiefen künstlerischen Ernst getragen und wohl geeignet, im Beschauer die Vorstellungen und Gefühle zu vertiefen, die sich an diesen Stoff knüpfen. Mit starkem Künstlervillen ist das traditionelle Thema für eine realistisch herbe Zeit neu geformt worden. Das Entscheidende liegt aber nicht im Originellen und Neuen der Wibert'schen Fassung,

Möchte der Ernst und die Kraft dieses alten Symbols der Schweizertreue in unseren düsteren Tagen in jedem Schweizerherzen die Flamme edler Begeisterung und Vaterlandsliebe entfachen!

* * *

Auf dem sonnenheißen Blachfelde nördlich der Bundesstadt standen die Bataillone unserer dritten Division in streng geschlossenem Carré zum Schwur bereit. Vor der langen Front wehten die Bataillonsfahnen, das weiße Kreuz im roten Feld. Rechts von den Truppen standen die Offiziere und der Stab, links auf einer Erhöhung blühten die Tschalos einer Schwadron Kavallerie herüber. Rings stand und harrete ein Heer neugieriger, aber innerlich bewegter Zuschauer des feierlichen Augenblickes. Endlich war der Aufmarsch beendet, die hohen Offiziere, die Vertreter des Bundesrates und des Generalstabs hatten in einigerem Abstand der Front gegenüber Posto gefaßt. Der Divisionär galoppierte heran und meldete seine Truppen an. Er war weithin am rotumsäumten Sattel seines Pferdes zu erkennen.

Da, ein Kommandoruf, eine rasche Bewegung durchzuckt die Masse. Auf dem großen, weiten Felde wird es feierlich still. Die Soldaten ziehen ihre Kopfbedeckung ab. Die Männer im Zuschauerpublikum folgen ihrem Beispiel. Jedermann hält den Atem an. Der Kommandant verliest mit weithin schallender Stimme den Fahneneid. Vereinzelt Worte sind verständlich, die andern verhallen in der Weite. Ihren Sinn begreift und errät jeder. — „Ich schwöre es! schwöre es!“ tönt es plötz-

lich, wie wenn ein Sturmwind durch das Kornfeld geht; es haben sich zehntausend Hände zum klaren Himmel emporgehoben. Es ist ein Moment von ergreifender Feierlichkeit.

Der alte Mann, der da steht, sein Gesicht der Truppe zugewendet, sieht seinen Sohn im Kugelregen kämpfen; aufrecht steht er, der junge Leutnant, nicht wanken, noch weichen darf er, ihn bindet der Schwur, mit dem er sich dem Vaterland hingab: mit Leib und Leben. Wie zittert das Herz des Vaters um seinen Sohn, dem einzigen; er ist sein Stolz und sein Ehrgeiz! In dem Augenblicke, da das „Ich schwöre es!“ ertönte, weiß er, daß nicht ihm mehr dieser Sohn gehört, daß er dem Vaterlande gehört: mit Leib und Leben.

Und neben dem greisen Mann das kleine greise Mütterchen. Sie hat diesen Sohn mit unfäglichen Schmerzen geboren, hat ihm unzählige Nächte gewacht, hat um sein zartes Leben gebangt so manches, manches Mal. Wie stolz hat ihr Herz gepocht, jedesmal, wenn ihr großer, starker Sohn nach glücklich bestandenem Examina heimkam und wie er erstmals



Der Fahneneid der Berner Truppen auf dem Wankdorffeld am 5. August 1914.

sondern in der kraftvollen und strengen Geschlossenheit, die für das heilig-erhabene „Wir schwören“ den packendsten und ergreifendsten Ausdruck gefunden hat.